

Das Ambiente macht die Musik

33. Konfrontationen Nickelsdorf, 19. bis 22. Juli

Fotos: K. Cetriolo



Es prasselt der Regen auf die Plastikplane, in der Küche fliegt das Besteck, auf der Bühne im Garten des Falb'schen Gasthauses schwingen sich **John Butcher, Georg Gräwe & Mark Sanders** zu musikalischen Höchstleistungen auf. Solche Momente sind es, die diese Atmosphäre der Nickelsdorfer Konfrontationen so einzigartig macht. Geräusche, Musik, Flair und ihre spezielle Mischung. Ein ideales Ambiente für Ambient-sounds im Sinne eines Brian Eno bzw., nach dem offensichtlichen Klimawechsel im burgenländisch-ungarischen Grenzgebiet, eine Variation von Hanns Eislers „14 Arten den Regen zu beschreiben“. Sanders, ein Traum von einem variantenreichen Schlagzeuger, Butcher, ein Stilist von einem Saxophonisten, Gräwe, ein Pianist, desto überzeugender, je kleiner die Besetzung, auf präzise vermessenen Improvisationspfaden. Weiter kann man mit den vorhandenen Mitteln kaum kommen.

Rekordverdächtig mutet der Publikumszuspruch am Konfrontationen-Samstag an. Hauptverantwortlich dafür dürfte der mediale Hype um **Neneh Cherry** sein – unter gleichzeitiger Missachtung von **The Thing** (z. B. im ORF, dessen Redakteur in seinem

Fünfminutenbeitrag nicht einmal die Namen Gustafsson, Håker Flaten & Nilssen-Love über die Lippen bringt). In Wirklichkeit erweist sich alles freilich weit weniger sensationell als von den Sensationsgierigen angekündigt. Als wäre das eine ernstzunehmende Kategorie! So hören und sehen wir ein grundsolides, mit manchen magischen Momenten versehenes, tontechnisch erstaunlich miserabel in Szene gesetztes Konzert zweier an sich entlegener Fixsterne, die zu Zugeständnissen bereit sind und so auf einen gemeinsamen Nenner kommen. Sowohl die Soulstimme und die Performance-Qualitäten von Neneh Cherry als auch die eruptive Klasse von The Thing kommen darin zur Geltung. Sempel gestricktes und komplexe Zustände wechseln einander ab, punkige Songs von The Stooges und Suicide alternieren mit Stücken von Ornette Coleman und Nenehs Stiefvater Don Cherry. Kleines Maniko: Die absolut gute Platte („The Cherry Thing“) wird hier relativ unflexibel eins zu eins live übertragen.

Apropos einfach gestrickt: In Summe überzeugt „The Cherry Thing“ weit mehr als das Donnerstagabendfinale mit **Konono**

Nr. 1 samt den final geladenen, weit unterforderten Trommelgästen Tony Buck & DDKern. Zwar rocken sie mit elektrifizierten Daumenklavieren die Jazzgalerie und verwandeln sie vom ersten Takt an in eine Partyzone. Im Wesentlichen aber beschränken sich Konono Nr. 1 auf einen einzigen Song. Der klingt zwar verführerisch, wird aber auf ein 90-Minuten-Format so lange strapaziert, bis Monotonie und Langeweile eintreten – oder Verzückung, je nach Sichtweise. Ein Grund mehr, sich zu fragen, warum so viele Festivalgäste mit komplexer Persönlichkeitsstruktur dieser fantasiearmen Musik mit Begeisterung und heftigem Wackeln mit dem Popo begegnen. Ist es die gebetsmühlenartige Wiederholung? Ist es Trance? Ist es Exotik? Wir wissen es jetzt echt nicht.

Dafür wissen wir von einem der besten **Radian**-Konzerte ever zu berichten. Erstmals live in neuer Besetzung (Gitarrist Martin Siwert anstelle von Synthesizermann Stefan Németh, dazu, wie gehabt, John Norman & Martin Brandlmayr) rockt das Trio jenseits der Geisterstunde das Samstagpublikum mit multiplen Spielarten der Herzerfrischung. Erzeugt phänomenale Sounds, die es weniger haarscharf voneinander abzirkelt als zu Némeths Zeiten. Klingt dafür rauer, rüder, ruppiger – auch dank des perfekten, vom eigens mitgebrachten Berliner Kassian Troyer verantworteten Sounds. In Summe eine üppige Belohnung fürs lange Ausharren.

Neben diesem unheimlichen im Sinn von vorhersehbaren gab es auch einen unvorhersehbaren, heimlichen Höhepunkt: das „**A**“ **Trio** von Mazen Kerbaj, Sharif Sehnaoui & Raed Yasson. Allein die stupende Materialerweiterung des Flügelhornisten Kerbaj verblüfft. Verfremdung, Neukonstruktion, Neudefinition des Instruments mithilfe von Mundstücken, Schläuchen etc. gehen auf sein Konto. Yassons Kontrabass bleibt ausschließlich hingelegt und wird von ihm mit Halbkugeln bestückt in Klang gesetzt. Sehnaoui bearbeitet die Gitarre hauptsächlich perkussiv. Eine insgesamt einstündige Meditation samt genialer Dramaturgie durch stete Steigerung. Bezaubernd!

Ein weiteres, ebenfalls etwas überraschendes Highlight bringt der Auftritt von Frank **Gratkowski** & Tanja **Feichtmair** an den Saxofonen mit Bassist Peter **Herbert** und Drummer Christian **Lillinger**. Feichtmair wird hier auffallend viel Platz eingeräumt, um ihr lyrisches Exposé in relativer Seelenruhe auszubreiten. Gratkowski bläst dazu das Notwendigste, manches davon unisono mit seiner Partnerin, Peter Herbert trifft stets den richtigen, zweckdienlichen Ton, ohne sich in den Vordergrund zu drängen – und Lillinger, der im Eröffnungsstück den Eindruck erweckt, den Rest der Gang erschlagen zu wollen, findet mit Fortdauer der Zeit die Balance zwischen origineller Geschicklichkeit und nervtötendem Übereifer. Ein Konzert fürs Poesiealbum.

Vielsagend bis faszinierend: **Black Top** (Pat Thomas, Orphy Robinson, Steve Williamson): Thomas, zum wiederholten Mal mit zwingender Originalität an Klavier plus Electronics, im Trio mit dem launig-genialen Robinson am Vibrafon und dem seit bemerkenswerten Jazz+HipHop-Fruchtbarkeiten auffälligen Saxofonisten Williamson, bringt das Werkel in Gang, um es auf höchstem Niveau voranzutreiben. Organisiertes stilles Brüten kulminiert am Höhepunkt von Tag eins im Quartett **Qwat Neum Sixx** (Daunik Lazro, Michael Nick, Sophie Agnel, Jérôme Noetinger). Vier voneinander verschiedene Charaktere amalgamieren nicht nur punktuell perfekt. Vom vielgestaltigen, mit gut durchdachten Präparationen angereicherten Klavierspiel Agnells über die trockenen vorgetragene Spielintelligenz Lazros bis zur sachlichen, in ihrer Unaufgeregtheit erfrischend charmannten Elektronik Noetingers spannt man den Bogen. Auch nicht von schlechten Vorfahren: **Made to Break** mit Ken Vandermark und Christof Kurzmann, inklusive des grenzgenialen Funkrhythmusgespanns Devin Hoff & Tim Daisy, sowie das Quartett **Braida/Lovens/De Joode/Uitti** das, wie schon vor gut einem Jahr bei den artacts St. Johann, die Feinheiten des Saitensprungs mit ansehnlichem Charisma präsentiert.

An den Nebenschauplätzen erobert allen voran das Stück „240“ von **SOID** (Angèlica Castelló, Burkhard Stangl, Mario de Vega,

Attila Faravelli) das Herz des Rezensenten. Das Quartett absolviert seine vielschichtige Klangperformance auf der Empore der evangelischen Kirche in nicht weniger als vier Stunden, eben jenen titelgebenden „240“ Minuten. Betont offengehaltenes, für Pausen und Herumflanieren durchlässiges Improvisieren, versehen mit etlichen Gimmicks aus Castellós Schatzkiste und viel Raum zum legeren Sitzen und Kommen und Gehen. Ein dezidiert anderes Format als die gewohnten, zwangsläufig als üblich verstandenen. Da denkt jemand mit der Musik auch ihre Inszenierung mit. Das kommt selten vor, selbst in so avancierten Kreisen wie jenen der Nickelsdorfer Konfrontationen. Allerhand. ■

Andreas Fellingner

Am meteorologisch begünstigten Sonntag standen Posaune, Piano, Bass und Schlagzeug im Fokus. Involviert waren sie allesamt in Projekte, die bereits über einen längeren Zeitraum existieren. Demzufolge war man sich der einzelnen Ensembleklänge gewiss, doch wie das Basisvokabular im spontanen Schöpfungsprozess neu gemischt, hinterfragt, umgedeutet wurde, war wieder einmal von aufregendster, erfrischendster Natur. Den Auftakt machten die minimalistischen australischen Klangkybernetiker **The Necks**. Deren für Freitag geplantes Konzert musste, wegen einer unvorhergesehenen Verletzung ihres Pianisten während des Bühnenaufbaus, verschoben werden. Hier waren sie aber nun: Chris Abrahams (p), Lloyd Swanton (b) und Tony Buck (dr, perc). Mit dem für sie kennzeichnenden, aus repetitiven, sich gemächlich wandelnden Mustern zusammengesetzten Klangkonstrukten zelebrierten die Musiker ein hypnotisches „Ritual“, das durch seinen ostinaten Formalismus eine heftige lineare Intensität verströmte. Obwohl die einzelnen Texturen eine enorme Beziehungsdichte in der Binnenstruktur aufweisen, wirkt die Necks'sche Klangvision nie halsstarrig. Denn die engverzahnten Mikro- und Makrokosmen fußen auf Intuition. Improvisierte Musik mit abgespecktem Materialbedarf. Suchtwirkung!

Welche Imaginationskraft und zwingende Ereignishaftigkeit Improvisierter Musik innewohnen kann, ließ die famose Soundvoyage

des Trios **Tippetts/Tippett/ Kellers** (voc, p, dr+perc) verlauten. Im Sog eines permanent fließenden Fantasierens, feinstoffliche Ornamentierungen ebenso umfassend wie bebende Massivität, ersannen die drei spiel-launigen ProtagonistInnen ein wucherndes Klangkonstrukt, das trotz der Intensität und Kompaktheit mit blitzender Plastizität bestach. Julie Tippetts hat ihre Zeit als Mrs. Driscoll schon lange hinter sich gelassen und jubilierte sich mit unvermindert fülliger Stimme durch einen konzentriert variablen, nonverbalen Tonreigen, den Keith Tippett mit agilem, polychromem, motivisch immer wieder verblüffendem Spiel und ein vor motorischem Elan und rhythmischem Feinsinn strotzender Willi Kellers anstachelten. Eine kollektive Feierstunde – amazing space. Das Glanzlicht eines an Knüllern nicht gerade armen Festivals.

Bauer 4: Die Bauer-Power hoch 3 – Johannes und Conny (tb), Matthias (b) – plus dem jungen, quirligen, inspirierten Berliner Pianisten Louis Rastig, inszenierte eine vor scharfsinnigem, wohldurchdachtem Spielwitz sprühende Stegreif-Performance, die ebenso augenzwinkernd wie tiefgreifend in ihrer Haltung war. Das genussvolle Extem-

The Cherry Thing



porieren ohne vorgefasstes Drehbuch gab sowohl jedem einzelnen Gelegenheit, seine bestechenden Eigenheiten auszuspielen, als auch dem Kollektiv als engverwobene Unität zu fungieren. Matthias garnierte seine turbulenten Bassgänge mit geistreichen dadaistischen Einsprengseln, Johannes ließ jede Menge eruptiver, kehlig schroffer Klangbänder voll atemberaubender Intervallsprünge vom Stapel, und Conny kommentierte mit geschmeidig gewundenen Multiphonics, die sich zu volltönender Hymnenhaftigkeit aufschwangen. Aus dem Flügel ließ Rastig dichte, elastische Klangplanen sich ausbreiten, auf denen die Bauers einen ausgelassenen Budenzauber hinlegten. Den bannenden Abschluss der Konfrontationen hielt das Trio **PaPaJo** parat, gebildet von drei Koryphäen Paul Hubweber (tb), Paul Lovens (dr, perc) und John Edwards (b). Hubweber ist ein stets wachsamer, ideengesegneter Klangfinder luzider Dinglichkeit. Ebenso wie seine Kompagnons hat er ein ausgewiesenes Gespür für Raum, Dynamik und Auslassungen. Edwards, der muskulöse Feinmechaniker, ist so etwas die dehnbare Fugenmasse zwischen „Luftzug“ und „Schlaglicht“. Und Lovens ist nach wie vor einer der sensibelsten Schlagzeuger. Ein Klangziseleur, der das Spiel mit Stärkegraden perfekt beherrscht, der immer präsent ist, der Ideen initiiert, weiterspinn, potenziert und der Magie des Momentes immer wieder neue Nuancen abgewinnt. PaPa was a rolling Jo.

Zum Thema Musikerinnenanteil bei Festivals sei angemerkt, dass es doch meistens so ist, dass darüber ein Wort verloren wird, wenn dieser zu gering ist. Auch hier erwies sich Kurator Hans Falb als aufmerksamer Zeitgenosse. Es waren heuer fünfzehn Musikerinnen an den Konfrontationen beteiligt. Es beginnt zur Selbstverständlichkeit zu werden. Bravo! Zudem hat die Erweiterung der Konfrontationen von drei auf vier Tage der Dramaturgie des Festivals einen belebenden Schub verpasst. ■

Hannes Schweiger



Rob Mazurek, Pharoah Sanders (Foto: K. Cetriolo)

Anspruchsvoll bis kitschig

33. Jazzfestival Saalfelden, 23. bis 26. August

Nicht zu Unrecht behaupten die Festivaliers in Saalfelden, eines der besten und beständigsten Jazzfestivals Europas auf die Beine gebracht zu haben. Es ist ja schon zum 33. Mal Ende August über die zahlreichen Bühnen der Kleinstadt am Steinernen Meer gegangen. Die Tradition ist also lang, und so manche veritable Krise hat Jazzsaalfelden auch schon hinter sich. Aber seit einigen Jahren, als Michi Mayer und Mario Steidl die Intendanz übernommen haben, ist die ökonomische Situation stabil, auch dank kräftiger Sponsoren, die den wirtschaftlichen Wert der Veranstaltung erkannt haben. Das bringt auch so manche, den Musikpuristen etwas seltsam anmutende Begleiterscheinungen mit sich, vom Promiauflauf in der VIP-Lounge bis zur meist überfüllten Gastromeile, biergeschwängert und ein wenig fetttriefend. Aber anscheinend gehört das alles dazu, um ein Monsterprogramm von 31 Konzerten finanzieren zu können. Noch immer gibt es die Veteranen, die dem entschwundenen Festzelt in der Ramseiden nachtrauern. Viele derjenigen, die mit dem Festival älter geworden sind, schätzen aber auch die Bequemlichkeit im Congress Saalfelden.

Musikalisch hat sich in den letzten Jahren ein gewisser Wandel vollzogen. Ein wenig weg von den großen „Alten“ des Jazz, ein wenig hin zu jüngeren Kräften, die Impulse setzen und für Veränderung und Öffnung stehen. Auch das war für manchen nicht verständlich; „Ich kenne ja niemanden mehr“, war einige Male zu hören. Andererseits sind junge Köpfe wie Ches Smith, Chad Taylor oder Mary Halvorson immer wieder in Wels oder Ulrichsberg aktiv und insofern keine No Names mehr.

Auffallend war die Reihe grandioser Drummer, die bei diesem Saalfeldenjazz in Erscheinung traten. Neben den genannten Smith und Taylor gab's da noch Jim Black, Thurman Barker, Reggie Nicholson, wobei die beiden Letztgenannten als Mitglieder der **Experimental Band** des Muhal Richard Abrams wenig zu tun hatten. Für viele war das Konzert des Altmeisters der Great Black Music eine herbe Enttäuschung. Die mit Kapazudern gespickte Band, Henry Threadgill, George Lewis, Roscoe Mitchell oder Leo Smith, erschien ziemlich konzeptlos. Jeder hatte sein ausführliches Solo, die meisten sehr beeindruckend. Die Leute schöpfen aus einer reichen Tradition, boten viel Selbstdarstellung und ein wenig Eitelkeit.

Der zweite große Name aus der Tradition des Freejazz war **Pharoah Sanders**. Der Mitte der 60er von John Coltrane entdeckte Tenorsaxofonist musizierte einen schönen, eleganten Schlussgig. Nach wie vor höchst inspiriert und kraftvoll sind seine Soli. Auch wenn die professionellen Begleiter den karibischen Touch ein wenig übertrieben. Aber wahrscheinlich brauchte Sanders das Gewurle, um auch sich selbst in Form zu bringen.

Ansonsten bestimmten recht ansehnliche Bands aus Europa und den USA das Geschehen. Sehr gelungen war der Auftritt des Quartetts von **Henri Texier**. Der Bassist ist ein Vertreter der Folklore Imaginaire, dieser Verknüpfung von französischer Musiktradition mit Jazz und Improvisation, von der sich der Gründervater Louis Sclavis schon längst wieder losgesagt hat. Nicht gerade innovativ das Ganze, aber fein und kompakt musiziert. Davor hatte Saxofonist Ken Vandermark mit